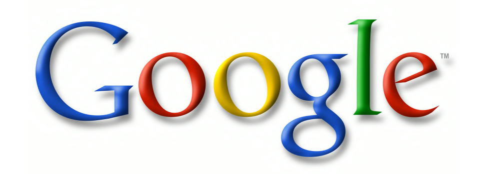
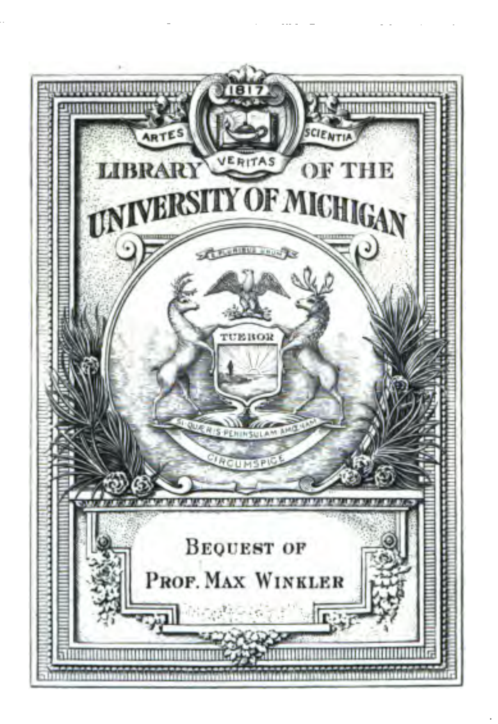



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER



Zum deutschen Unterricht

von

Prof. Dr. Emil Grosse,
Geh. Reg.-Rat, Direktor des K. Wilhelmsgymnasiums
zu Königsberg Pr.

Heft 1.

Übersicht

über

Lessings Laokoon

und

Schillers Abhandlung über das Erhabene.

von

Emil Grosse.

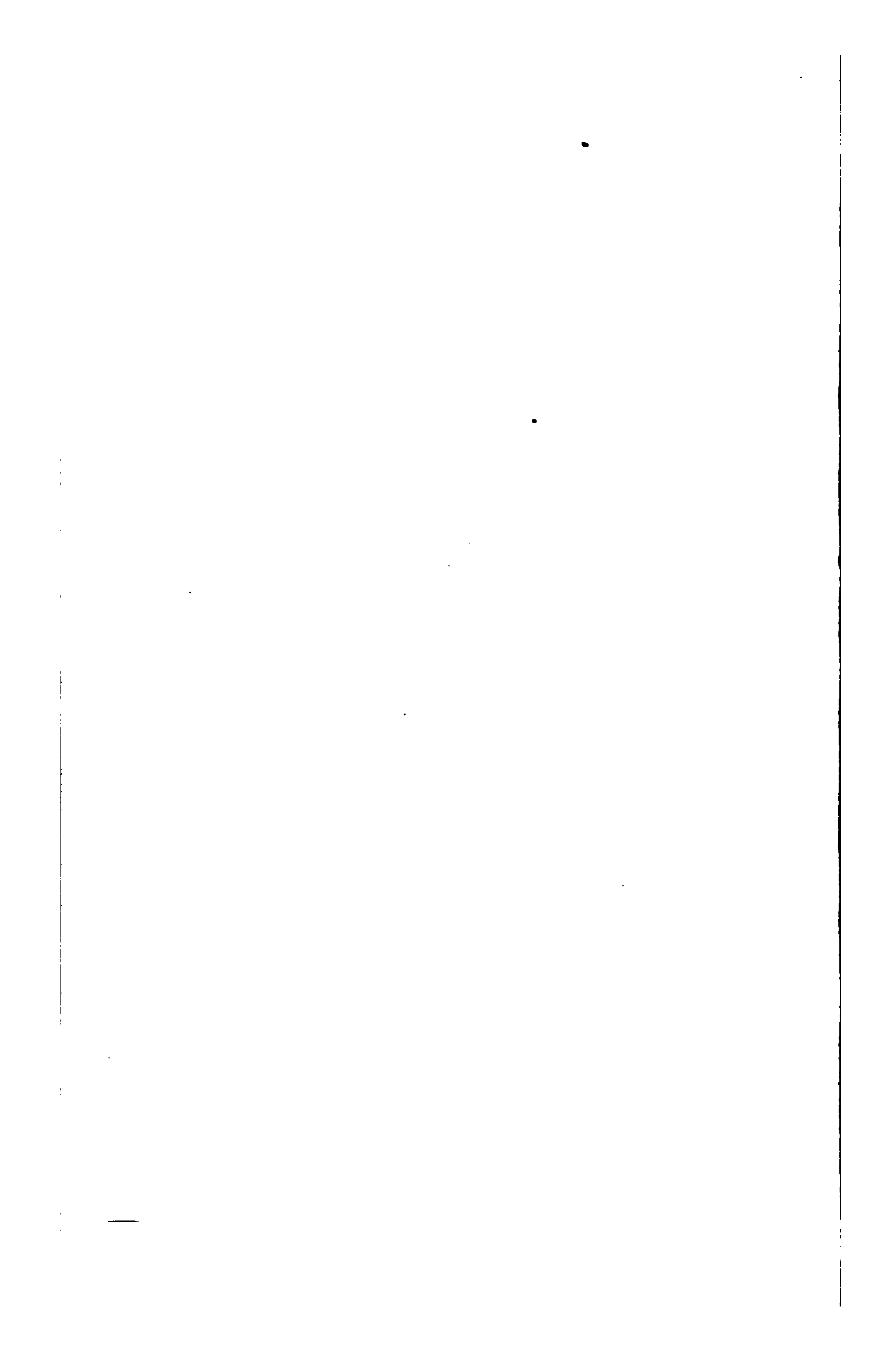
Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1902.

Die Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene, die dem Jahresberichte über das Wilhelmsgymnasium zu Königsberg i. Pr. 1895 beigegeben war, hat sich im Unterricht als brauchbar erwiesen; ich lasse sie daher wie die Erklärung von Goethes Gedicht „Das Göttliche" (Heft 2) von neuem erscheinen.

Daran sollen sich in den folgenden Heften Abhandlungen reihen, deren Kenntnis für die Schüler der obersten Klassen besonders wichtig oder wünschenswert ist, so daß nach Bedürfnis eine Art von beweglichem Lesebuche entstehen könnte zur Befriedigung derer, die zwar die prosaische Lektüre in jenen Klassen gern erweitern, aber sich nicht an eins der für sie vorhandenen Lesebücher binden möchten oder zur vollen Verwertung eines solchen nicht Zeit finden. Zunächst wird im 3. Hefte Wilhelm von Humboldts Aufsatz über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, im 4. Schillers „Kallias", im 5. Herders Nemesis, ein lehrendes Sinnbild, bearbeitet werden, dem sich eine Auswahl von Stellen aus seinen Werken anschließt, um ihn als Priester der Humanität zu charakterisieren.

Wünsche von Fachgenossen über aufzunehmende Abhandlungen irgend welcher Art wären mir willkommen.

E. Grosse.



Übersicht über Lessings Laokoon.*)

I. **Warum darf Laokoon im Bilde nicht schreien wie beim Dichter?** (I—III).

Der Grund liegt in den **Gesetzen** der bildenden Kunst, mag 1. die **Schönheit** das oberste von ihnen, wie bei den Alten, oder 2. **Wahrheit und Ausdruck** ihr erstes Gesetz sein, wie bei Neuern.

1. Arbeitete der Meister auf die **höchste Schönheit**, so war der körperliche Schmerz „in aller seiner entstellenden Heftigkeit mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also **herabsetzen**, Schreien in Seufzen mildern: nicht weil das Schreien eine unedle Seele (Winckelmann) verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellt.“ (II).

2. Der **einzige Augenblick**, den der Künstler aus der immer veränderlichen Natur brauchen kann, muß der **fruchtbarste** sein, d. h. der Einbildungskraft den weitesten Spielraum lassen; kein Augenblick hat diesen Vorteil weniger als die höchste Staffel eines Affekts (Schreien). Ferner: „Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muß

*) Ausgelassen werden bei der Lektüre unter leiser Veränderung der Übergänge: II. Absatz 7. 8. 16 von „Monfaucon“ an. 17. IV. 3) „Aus diesem Grunde“ bis „einschränken“. „Ich bekenne“ bis „zeigen kann“ — „Dem verdammten“ bis „Betragen“ — „und Klopffechter“ bis „einflößen können“. V. Abs. 1 vom 2. Satze an. Abs. 2. 3. 4. 5. 7. 8. 9. 10. 11 bis „entlehnen“. Abs. 12 „Es giebt Zeichner“ bis „Abscheu erkennen“. VI. Abs. 4 bis VII. Abs. 4. Abs. 6 ff. VIII. Abs. 2. 3. IX. XI. Abs. 8 ff. XII. XVI. Abs. 17. „Es würde mich nicht“ bis „Teile einzulassen“. Abs. 18. 19 bis „halten zu lassen“. XVIII. Abs. 7. von „Ich will mich bloß“. XIX. XXII. Abs. 3. 4. 5. 6. XXIII Abs. 7 von „Ich weiß dieses nicht besser“ XXIV. Abs. 3 ff. XXV ff.

er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt," d. h. plötzlich ausbrechend und plötzlich verschwindend. (III).

„Wenn der Künstler wohl that, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so that Virgil eben so wohl, daß er ihn schreien ließ."

II. Ist in dieser Rechtfertigung des epischen Dichters auch der dramatische mitbegriffen? Die Erzählung eines Geschreis macht doch einen anderen Eindruck als das Geschrei selbst. „Zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Übel erwecken."

Beide Einwände sind in der Theorie unwidersprechlich, aber das Genie erweist oft das Gegenteil durch die That als richtig So Sophokles im Philoktet. Denn

1. Wie wunderbar hat er die Vorstellung des körperlichen Schmerzes zu verstärken und zu erweitern gewußt. Er wählte eine Wunde. Und diese Wunde war ein göttliches Strafgericht.

2. Er verband die körperlichen Schmerzen mit andern Übeln: mit völliger Beraubung der menschlichen Gesellschaft, Hunger und allen Unbequemlichkeiten des Lebens.

3. Philoktet behält seine Größe bei allen Martern.

4. Sein Leiden macht einen solchen Eindruck auf Neoptolemos, daß er nicht bei seiner Verstellung und Verräterei zu bleiben vermag. „Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch ihn zu seiner Natur wieder zurück." (IV).

III. Was ergiebt sich aus dem Vergleich des Werks der Bildhauer mit der Schilderung des Dichters über das Verhältnis der beiden Künste? (V—VI).

Eine gute poetische Schilderung muß nicht notwendig auch ein gutes wirkliches Gemälde geben, und der Dichter schildert keineswegs nur insofern gut, als ihm der Artist in allen Zügen folgen kann. (VI, 3).

IV. Aus der falschen Vorstellung über dieses Verhältnis der beiden Künste, über die Nachahmung des Artisten durch den Dichter und umgekehrt entspringen die Irrtümer

1. von Spence (VII—X) im Polymetis: „beide Künste seien bei den Alten beständig Hand in Hand gegangen und der

Dichter habe nie den Maler, der Maler nie den Dichter aus den Augen verloren;" „in einer poetischen Beschreibung sei nichts gut, was unschicklich sein würde, wenn man es in einem Gemälde oder an einer Statue vorstellte." Poesie: weitere Kunst. Unterschied zwischen allegorischen und poetischen Attributen: „diese bedeuten die Sache selbst, jene nur etwas Ähnliches".

2. Von Caylus in den „tableaux tirés de l'Iliade", „welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probiersteine der Dichter machen wollte" (XI—XV). (Poetisches Gemälde: „jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemälde am ersten und leichtesten abstrahieren lassen.")

Gesetz für die Dichtkunst.

V. Der Unterschied der beiden Künste liegt in ihren verschiedenen Mitteln und Gegenständen. Daraus ergeben sich (XV ff.)

die Gesetze für die Dichtkunst,

im Gegensatze zur Malerei, die Homer bestätigt.

1. a. Mittel der Malerei: Figuren und Farben im Raume; der Poesie: artikulierte Töne in der Zeit. Gegenstände dieser: Handlungen; jener: Körper.

Da aber die einen nicht ohne die anderen sind, Körper auch in der Zeit existieren, und Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern gewissen Wesen anhängen, so ergiebt sich

b. für das Verhältnis beider das Gesetz: Die Malerei kann auch Handlungen darstellen, aber nur andeutungsweise durch Körper, die Poesie auch Körper schildern, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

c. Wie geschieht diese Andeutung? Wie weit geht die Grenze?

α) Die Malerei kann in ihren koexistierenden Kompositionen nur einen einzigen Augenblick nutzen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird (Centrum einer Handlung).

β) Die Poesie kann in ihren fortschreitenden Darstellungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, die das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite ergiebt, von welcher sie ihn braucht: Einheit der malerischen Beiwörter, Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände ist also die Regel für die Poesie.

Von diesem Gesetz handelt Lessing bis zum Schluß. Weiter hat die Poesie gesetzmäßig nicht in das Gebiet der Malerei einzudringen. In der Ausführung kann das Genie allerdings noch manches erobern und sich zum Herrn auch im anderen Gebiet mit seinen Mitteln machen (vergl. IV).

Bestätigung.

2. Das Gesetz bestätigt Homers Praxis. „Er malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelnen Dinge malt er nur durch ihren Anteil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge.“ „Er weiß durch unzählige Kunstgriffe den einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen.“

Beispiele: Den Wagen der Juno muß Hebe vor unseren Augen Stück für Stück zusammensetzen.

Agamemnon muß seine Kleidung vor unseren Augen Stück für Stück umthun.

Vom Scepter des Agamemnon giebt Homer keine frostige Beschreibung der einzelnen Teile, sondern dessen Geschichte. Ebenso vom Scepter, bei dem Achill schwört.

Den Bogen des Pandarus malt er dadurch, daß er ihn vor uns entstehen läßt.

Immer verstreut er „das Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes, um die Teile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde ebenso natürlich auf einander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen.“

Nicht Gesetz für die Rede überhaupt.

3. (XVII). Schilderung des Koexistenten mit den willkürlichen Zeichen der Worte ist der Rede an sich zwar möglich, aber diese wörtliche Schilderung kann nur verständlich, klar und

deutlich (Prosa), nicht so sinnlich*) werden, wie die Poesie alles empfinden lassen will, nicht mit der Schnelligkeit geschehen, die unumgänglich notwendig ist, wenn wir einen Begriff vom Ganzen bekommen sollen. Beispiel: Hallers Enziane.

Nochmals: Ein körperliches Ganze nach seinen Teilen zu schildern, ist der Rede nur als Mittel der Poesie abzusprechen, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuschende gebricht, worauf die Poesie vornehmlich geht. Das Koexistierende der Körper gerät dabei in Kollision mit dem Konsekutiven der Rede und erleichtert zwar die Zergliederung der Teile, erschwert aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Teile in das Ganze ungemein. [Versteht der Dichter, durch die Stätigkeit des Zusammenhanges „die Komprehension leicht und natürlich zu machen" (Schiller über Matthisson XIV 557 H.), so schildere er!].

Kommt es mehr auf die Teile, als auf das Ganze an, so kann der Dichter (der „dogmatische") schildern. Beispiele aus Virgils Georgica. Bestätigung durch Popes und E. v. Kleists Urteil über ihre Schilderungen.

Überschreitungen des Gesetzes.

4. a. (XVIII). Ein Eingriff des Dichters, dessen Gebiet die Zeitfolge ist, in das Gebiet des Malers (Raum, Nebeneinander) bleibt es, mehrere Teile oder Dinge, die ich notwendig in der Natur auf einmal übersehen muß, wenn sie ein Ganzes hervorbringen sollen, dem Leser nach und nach zuzuzählen, um ihm dadurch ein Bild vom Ganzen zu machen; so wie es trotz Tizian (?) (Geschichte des verlorenen Sohnes) ein Eingriff des Malers in das Gebiet des Dichters ist, zwei notwendig entfernte Zeitpunkte in ein und dasselbe Gemälde zu bringen. [Kein Eingriff Raffaels Transfiguration: zwei gleichzeitige Handlungen an verschiedenen Orten genial in eins verbunden.]

Kleine Grenzüberschreitungen aber sind dem Maler wie dem Dichter erlaubt: Erweiterung des einzigen Augenblicks in großen historischen Gemälden. Homer hat auch mehr als ein Beiwort gebraucht, wobei ihm seine vortreffliche

*) Lessing, Pope ein Metaphysiker! XVIII 36 H.: „Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede." (Baumgarten.)

Sprache ungemein zu statten kommt. [Weiterentwickelung der unsrigen, so daß Lessings Urteil nicht mehr zutrifft.]

4. b. (XVIII). Keine Überschreitung ist Homers Beschreibung vom Schilde des Achill.*) Anders Virgils Schild des Aeneas. Die Handlung bleibt stehen, keine einzige von seinen Personen nimmt daran Teil, und es hat auf das Folgende nicht den geringsten Einfluß. — (XIX Näheres über den Schild.)

Giltig für Schönheit.

5. (XX). Was von körperlichen Gegenständen überhaupt, gilt von körperlich schönen Gegenständen um so viel mehr. Homer läßt sich nirgends in umständlichere Schilderungen von Schönheiten (der Helena, des Achilleus) ein, sondern hält das Gesetz der Einheit der Beiwörter fest. Schlechte Dichter häufen diese (Konst. Manasses), selbst Ariost schildert die Schönheit seiner Alcina. Auch Anakreon zergliedert die Schönheit seines Lieblings, aber die Wendung, die er dabei nimmt, macht alles gut: er glaubt einen Maler vor sich zu haben und läßt ihn mit seinen Augen arbeiten. [Ebenso Goethe, Amor als Landschaftsmaler.]

Ohne dabei zu verlieren.

6. (XXI). Die Poesie verliert durch diese Schranke nichts. Denn

a. was Homer nicht nach seinen Bestandteilen beschreiben konnte, läßt er aus der Wirkung erkennen. Helena und die Greise. [Priamus bei Achill. Ω 629 ff. Vergl. auch Hamburgische Dramaturgie St. 11 g. E. das Gespenst im Hamlet, es wirkt auf uns mehr durch ihn, als durch sich selbst.]

b. Ein anderer Weg, auf dem die Poesie die Malerei in Schilderung körperlicher Schönheit wieder einholt, ist der, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung [Schiller, über Anmut und Würde]. Ariost. Anakreon.

Triumph der Befolgung.

7. (XXII). Das Festhalten am Gesetz sichert die höchsten Triumphe, wie die Helena des Zeuxis beweist. Er zeigte die Schönheit nach nichts als ihren Bestandteilen, nicht in ihrer Wirkung auf andere; umgekehrt also wie der Dichter Homer. Er schrieb die Verse desselben, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter. Nie sind Malerei und

*) Hier ist auf Erweiterung der Grenzen der Malerei durch Darstellung auf Friesen, Reliefs hinzuweisen.

Poesie in einen gleicheren Wettstreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden. Beide verdienten gekrönt zu werden.

Caylus wollte gerade die Wirkung auf die Greise gemalt wissen. So verfuhren die Alten nicht, sie malten nicht, was Homer darstellte, sondern nährten sich vom Geiste Homers, entflammten ihren Enthusiasmus an ihm und ließen sich durch seine nützlichen Bemerkungen und Naturbeobachtungen Fingerzeige geben, wie Phidias — der bekannt haben soll, daß ihm nur durch Homers Verse über Zeus *A* 528 ff. ein göttliches Antlitz gelungen sei [propemodum ex ipso caelo petitum Valer. Max. III 7] — nicht bloß seine Phantasie durch das erhabene Bild befeuerte, sondern durch die Verse lernte, wie viel Ausdruck in den Augenbrauen liege, und mehr Fleiß auf die Haare verwandte, um das einigermaßen auszudrücken, was Homer ambrosisches Haar nennt. Ein anderes Beispiel ist der Apollo vom Belvedere, dessen Wirkung nach Hogarth auf dem Unproportionierlichen der Schenkel und Füße zum Oberkörper beruht, wie es Homer empfand, daß dies ein erhabenes Ansehen giebt. *Γ* 260 f. Menelaus, Odysseus.

Schilderung von Häßlichem.

8. (XXIII f.). Häßlichkeit ist an sich kein Gegenstand für die Poesie,

a. doch darf der Dichter sie schildern, zumal sie durch die Enumeration der Teile zu einer minder widerwärtigen Erscheinung wird, um vermischte Empfindungen hervorzubringen, die des Lächerlichen und Schrecklichen. Thersites bei Homer. Lächerlich*) ist unschädliche Häßlichkeit. Schädliche Häßlichkeit ist schrecklich.

b. Darf dasselbe die Malerei? Nicht unbedingt zu verneinen. [In Raffaels Transfiguration ist das Gesicht des Knaben verzerrt, häßlich; dies erregt die Empfindung des Schrecklichen und unser Mitleid. Kontrast zu der schönen Frau,

*) Aristoteles: *τὸ γελοῖόν ἐστιν ἁμάρτημά τι καὶ αἶσχος ἀνώδυνον καὶ οὐ φθαρτικόν, οἷον εὐθὺς τὸ γελοῖον πρόσωπον αἰσχρόν τι καὶ διεστραμμένον ἄνευ ὀδύνης.* Lessing Hamb. Dram. St. 29: „Jede Ungereimtheit, jeder Kontrast von Mangel und Realität ist lächerlich.“ — „Unter Realität und Vollkommenheit verstehe ich ein und dasselbe.“ Spinoza, Ethik. — Laok. XXIII: nach Mendelssohn wird beim Lächerlichen ein Kontrast von Vollkommenheit und Unvollkommenheit erfordert.

die ihn hält. In Hendschels Skizzen erregen die weinenden Kinder die Empfindung des Lächerlichen.]

Zusammenfassung.

In Bildern hat Lessing das Ergebnis, das Verhältnis zwischen beiden Künsten, Absch. VIII am Schluß und XVIII Abs. 6 veranschaulicht: „Wenn die Malerei die Schwester der Dichtkunst sein will: so sei sie wenigstens keine eifersüchtige Schwester; und die jüngere untersage der älteren nicht alle den Putz, der sie selbst nicht kleidet!“ — „Wie zwei billige freundschaftliche Nachbarn zwar nicht verstatten, daß sich einer in des anderen innerstem Reiche ungeziemende Freiheiten herausnehme, wohl aber auf den äußersten Grenzen eine wechselseitige Nachsicht herrschen lassen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtsame in der Geschwindigkeit sich durch seine Umstände zu machen genötigt sieht, friedlich von beiden Seiten kompensiert: so auch die Malerei und die Poesie.“

Schiller: Über das Erhabene.

Disposition.

A. Einleitung. Wesen des Menschen: Wille, Freiheit. Mittel dasselbe zu behaupten: physische und moralische Kultur, d. i. Aufhebung aller Gewalt, entweder realistisch (durch Gewalt), oder idealistisch (dem Begriffe nach).

Übergang: Neben der moralischen Anlage dazu in seiner Vernunft (Religion, Philosophie) ist eine ästhetische Tendenz (sinnliches Mittel, Abs. 13. S. 75, 25. S. 281, 16) in seinen durch sinnliche Gegenstände angeregten und zu läuternden Empfindungen für das Schöne und Erhabene in ihm vorhanden.

B. Abhandlung. **Das Erhabene.**

„Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen anderen als unter seinen eigenen Gesetzen stände.“ (Abs. 10. S. 74, 2 ff. S. 280).

I. Das Wesen des Erhabenen.

1. Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes, zusammengesetzt aus Wehsein und Frohsein, und beweist durch diesen Widerspruch unsere moralische (d. i. innerliche, geistige) Unabhängigkeit unwiderleglich.

2. Der erhabene Gegenstand ist ein doppelter:

a. er bezieht sich auf unsere Fassungskraft (unfaßbare Natur, Verwirrung, sinnlich-unendliche Natur), und wir können uns weder ein Bild noch einen Begriff von ihm machen;

b. er bezieht sich auf unsere Lebenskraft (das Furchtbare, verderbende, zerstörende Natur), und wir vermögen nichts gegen ihn mit unserer Macht, unserer sinnlichen Kraft.

Trotzdem (a. und b.) ergötzen wir uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können [kraft unserer Vernunft, d. i. „der Fähigkeit zu Ideen"; Fassungskraft im weitesten Sinne], was die Sinne nicht mehr fassen [Einbildungskraft], und der Verstand nicht mehr begreift [Begriffsvermögen, Fassungskraft im engeren Sinne], und werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. (Abs. 12. S. 75, 10. S. 281).

3. Die erhabene Gesinnung (der moralische Mensch) bewährt sich nur im Unglück, zum Unterschiede vom schönen Charakter, und weist uns in eine Welt, welche nur die Vernunft mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. (Abs. 15. S. 77, 31. S. 282).

4. Das Erhabene wirkt plötzlich und durch Erschütterung. Beispiel: Telemach bei der Kalypso in Fenelons Roman.

Zusammenfassung von 1—4: „Das Erhabene verschafft uns einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte." (Abs. 16. S. 78, 5. S. 283).

II. Die Entwickelung der Empfindung für das Erhabene.

„Das Erhabene wie das Schöne ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden." (Abs. 17. S. 78, 33. S. 283).

1. Wann bildet sich die Empfindung für das Erhabene aus? — Nach der Ausbildung des Verstandes (Erkenntnis) und Herzens (Sittlichkeit). „Der Geschmack, obgleich er zuerst blüht [Spieltrieb, Märchenwelt], erhält doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüts seine Zeitigung." (Abs. 17. S. 79, 21. S. 284).

2. Wodurch entwickelt sich die Empfindung für das Erhabene?

a. Durch die sinnlich-unendliche Natur (Verwirrung).

α) Im eigentlichen Sinne; weil wir bei freier Betrachtung der wildesten und unfaßbarsten Naturmassen die Überlegenheit unserer Ideen über dies Höchste, was die Natur als solche leisten kann, nur um so lebhafter empfinden. (Das Relativ-Große außer uns ist ein Spiegel, worin wir das Absolut-Große in uns erblicken. Abs. 18. Seite 80, 7. S. 284. Das Gedränge der Erscheinungen . . . wird zu einem „Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt findet.“ Abs. 20. S. 82, 13. S. 287).

β) Als Weltgeschichte. („Die Welt als historischer Gegenstand betrachtet ist im Grunde nichts anders als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte.“ Abs. 21. S. 83, 10. S. 288).

Weil also die Natur, im Großen angesehen, durch Naturgesetze nicht erklärt werden kann, wird unser Gemüt durch diese Unbegreiflichkeit „unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.“ (Abs. 22. S. 84, 16. S. 288).

b. In noch höherem Maße entwickelt sich die Empfindung für das Erhabene durch die zerstörende Natur.

α) Im eigentlichen Sinne; denn gegen jedes Schicksal schützt nichts mehr als alles sinnliche Interesse aufzuheben und „in die heilige Freiheit der Geister“ zu flüchten; wir können alles preisgeben, aber die Würde bewahren. Dazu stärkt uns der Umgang mit der zerstörenden Natur sowie das Unglück.

β) Als künstliches Unglück (das Pathetische). Dasselbe setzt uns „in unmittelbaren Verkehr mit dem Geistergesetz, das in unserem Busen gebietet“ (Abs. 25. S. 85, 17. S. 289.) Während „das wahre Unglück seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut wählt,“ findet uns das künstliche Unglück völlig gerüstet und bringt uns unsere absolute Freiheit und Unabhängigkeit um so sicherer zum Bewußtsein, weil es eben bloß eingebildet ist (wir nicht selbst pathologisch mit beteiligt sind). So üben wir uns, eigenes Leiden als fremdes anzusehen und in eine erhabene Rührung aufzulösen.

Verzärteln wir also unseren Geschmack nicht; nur in der Bekanntschaft mit dem bösen Verhängnis liegt unser Heil.

Pflegen wir die herrliche Gabe zur Vollendung unserer ästhetischen Erziehung!

C. Schluß. „Die Fähigkeit das Erhabene zu empfinden ist eine der herrlichsten Anlagen in uns.“ (Abs. 26. S. 86, 31. S. 290 f.). „Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm.“ (Abs. 26. S. 87, 2. S. 291).

Nur durch Pflege beider Fähigkeiten vollendet sich die ästhetische Erziehung.*) Dieselben zu üben, giebt es Gegenstände genug in der Natur, doch führt die Kunst besser zum Ziel, weil sie von ihrem Gegenstande alle zufälligen Schranken absondert (Natur dagegen unreine Quelle), ihn nur freier Betrachtung unterwirft, also das Gemüt des Betrachters völlig frei läßt, da sie nur Schein ist, nicht beengende und zerstörende Wirklichkeit.

Anmerkungen.

Sie beschränken sich auf wenige Zusätze zu Imelmanns Erklärungen in der 36. Lieferung v. Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben: Kleinere philosophische Aufsätze von Schiller S. 141—146, da sonst dort alles, was Schüler zur Vorbereitung bedürfen, beigebracht ist. Nur ziehe ich mehr Stellen aus anderen Abhandlungen Schillers zur Verdeutlichung oder Erweiterung heran, namentlich zu Abs. 11, 12 und 14, und füge sonst noch einiges Verwandte hinzu. Citiert ist nach Imelmann und dem 15. Bde. der Hempelschen Ausgabe mit Angabe der 28 Absätze der Schrift. Ausgelassen habe ich beim Lesen in der Schule gewöhnlich Abs. 6 g. E. „Von dieser, ihrem Begriff u. s. w.; Abs. 7 S. 72, 20 (278, 9 v. u.) „Es ist nämlich . .; Abs. 8 ganz. Dafür als Übergang: [Aber wir sind nicht auf das Gefühl für Schönheit beschränkt, es giebt ein Zweites, in dem wir ganz unabhängig von der Natur werden. Denn] Zwei Genien u. s. w. Abs. 21 S. 83, 13

---

*) Die Abhandlung ist nach den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen geschrieben. Vergl. Karl Vorländer, Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit in den philos. Monatsheften von Natorp, Bd. XXX, 1894.

(288, 9) „Soweit die Geschichte . . ; Abs. 22 bis S. 83, 33 (288, 27) „macht. Eben." —

Abs. 1. Wille, d. i. kraftbewußt zu handeln. — Freiheit, d. i. derjenige Zustand, in welchem alle Bedingungen zur Wesensentfaltung gegeben sind.

Abs. 1. S. 69, 6 Vernünftig handelt. Goethe, Sprüche in Prosa 819: „Die Natur selbst kann nicht anders als ewig recht handeln." Und der Mensch?

„Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß." (Goethe III 166. H)

Zu Abs. 1: Shakespeare, Othello I 3 g. E. Jago: „In uns selber liegt's, ob wir so sind oder anders. Unser Körper ist unser Garten, und unser Wille der Gärtner, so daß, ob wir Nesseln drin pflanzen wollen oder Salat bauen, Ysop aufziehen, oder Thymian ausjäten; ihn mit allerlei Kraut besetzen, oder mit mancherlei Gewächs aussaugen; ihn müßig verwildern lassen, oder fleißig in Zucht halten — ei, das Vermögen dazu und die bessernde Macht liegt durchaus in unserm Willen." — Aristot. Nic. Eth. c. III, 7: *ἐφ' ἡμῖν καὶ ἡ ἀρετὴ ὁμοίως δὲ καὶ ἡ κακία.*

XV 206 (Würde): „Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff. . . Schon der bloße Wille erhebt den Menschen über die Tierheit; der moralische erhebt ihn zur Gottheit." Vergl. „Die moralische Kraft":

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

Wallensteins Tod IV 8: „Den Menschen macht sein Wille groß und klein."

Abs. 1. S. 69, 7 f. (S 276, 9.) Goethe, Das Göttliche, Heft 2 dieser Sammlung. Hermann Baumgart, Goethes Geheimnisse und indische Legenden. Stuttgart 1895. S. 43 ff.

Abs. 3. S. 69, 24—70, 4. (276, 10—6 v. u). „Die Künstler" V. 10 ff.: Herr der Natur, die deine Fesseln liebet, die deine Kraft in tausend Kämpfen übet und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!" Sophokles Antigone 1. Stasimon. Lies dazu: Töpfer, Die Naturkräfte im Dienste des Menschen. 1891. 124. Heft der Sammlung gemeinverständlicher wiss. Vorträge von Virchow und Wattenbach. Neue Folge.

Abs. 9. Zu V. 7 des Gedichtes „Schön und Erhaben" (Die Führer des Lebens): „Der Ewigkeit Meer" vergl. Abs. 27 am Schluß: „Intelligibele Welt." Zeitlichkeit = Sinnlichkeit. Ewigkeit = Übersinnlichkeit. Vergl. auch „Zwei Tugendwege".

Abs. 11. Kant, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft 1. St., VI 117, Hartenst.: „Gefühl des Erhabenen

unserer eigenen Bestimmung, was uns mehr hinreißt als alles Schöne", in jener Anmerkung über Schiller, die ich, um sie bei anderer Gelegenheit des Gebrauchs für die Schüler zur Hand zu haben, hier einfüge: „Herr Prof. Schiller mißbilligt in seiner mit Meisterhand verfaßten Abhandlung über Anmut und Würde in der Moral [meine] Vorstellungsart der Verbindlichkeit, als ob sie eine karthäuserische Gemütsstimmung bei sich führe; allein ich kann, da wir in den wichtigsten Prinzipien einig sind, auch in diesen keine Uneinigkeit statuieren: Ich gestehe gern, daß ich dem Pflichtbegriffe, gerade um seiner Würde willen, keine Anmut beigesellen kann. Denn er enthält unbedingte Nötigung, womit Anmut in geradem Widerspruche steht. Die Majestät des Gesetzes (gleich dem auf Sinai) flößt Ehrfurcht ein, (nicht Scheu, welche zurückstößt, auch nicht Reiz, der zur Vertraulichkeit einladet), welche Achtung des Untergebenen gegen seinen Gebieter, in diesem Falle aber, da dieser in uns selbst liegt, ein Gefühl des Erhabenen unserer eigenen Bestimmung erweckt, was uns mehr hinreißt, als alles Schöne. — Aber die Tugend, d. i. die festgegründete Gesinnung, seine Pflicht genau zu erfüllen, ist in ihren Folgen auch wohlthätig, mehr wie alles, was Natur und Kunst in der Welt leisten mag; und das herrliche Bild der Menschheit, in dieser ihrer Gestalt aufgestellt, gestattet gar wohl die Begleitung der Grazien, die aber, wenn noch von Pflicht allein die Rede ist, sich in ehrerbietiger Entfernung halten. Wird aber auf die anmutigen Folgen gesehen, welche die Tugend, wenn sie überall Eingang fände, in der Welt verbreiten würde, so zieht alsdann die moralisch-gerichtete Vernunft die Sinnlichkeit (durch die Einbildungskraft) mit ins Spiel. Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Herkules Musaget, vor welcher Arbeit jene guten Schwestern zurückbeben. Diese Begleiterinnen der Venus Urania sind Buhlschwestern im Gefolge der Venus Dione, sobald sie sich ins Geschäft der Pflichtbestimmung einmischen und die Triebfedern dazu hergeben sollen. — Fragt man nun, welcherlei ist die ästhetische Beschaffenheit, gleichsam das Temperament der Tugend, mutig, mithin fröhlich, oder ängstlich-gebeugt und niedergeschlagen? so ist kaum eine Antwort nötig? Die letztere sklavische Gemütsstimmung kann nie ohne einen verborgenen Haß des Gesetzes stattfinden, und das fröhliche Herz in Befolgung seiner Pflicht (nicht die Behaglichkeit in Anerkennung desselben) ist ein Zeichen der Echtheit tugendhafter Gesinnung, selbst in der Frömmigkeit, die nicht in der Selbstpeinigung des reuigen Sünders .., sondern im festen Vorsatz, es künftig besser zu machen, besteht, der, durch den guten Fortgang angefeuert, eine fröhliche Gemütsstimmung bewirken muß, ohne welche man nie gewiß ist, das Gute auch lieb gewonnen,

d. i. in seine Maxime aufgenommen zu haben." Vergl. K. Vorländer, Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit. Mit besonderer Berücksichtigung von Kant und Schiller. Im XXX. Bande der Philosophischen Monatshefte von Natorp. S. 225 ff.

Abs. 11. Kant, Kr. der prakt. Vernunft. Beschluß: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir ... Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines tierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Das zweite erhebt dagegen meinen Wert als einer Intelligenz unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von ... der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart."

Abs. 12. (S. 74, 30 ff. S. 280, 11 v. u.) Fassungskraft. Der doppelte Gebrauch dieses Wortes, zuerst im engeren, dann im weiteren Sinne (Fassungskraft überhaupt), erschwert das Verständnis des Abschnittes. Beachtet man dies nicht bei 75, 6 (S. 280, 1 v. u.), so erscheinen die Grenzen der Phantasie zu weit.*) Sie ist aber nur eine Art unserer Fassungskraft überhaupt, „nur eine sinnliche Kraft" (75, 17 S. 281, 9), das Vermögen, sich „ein Bild von einem Gegenstand zu bilden" (74, 32 S. 280, 9 v. u.), Imagination (75, 15 S. 281, 8). Die zweite Art unserer Fassungskraft ist das Vermögen, sich einen „Begriff von einem Gegenstande zu bilden" (74, 32 f. S. 280, 9 v. u.), Verstandeskraft, Fassungsvermögen im engeren Sinne. Außer diesen beiden haben wir aber noch die Fähigkeit (75, 11 S. 281, 4), daß wir denken können, was 1. die Sinne nicht mehr fassen, und 2. der Verstand nicht mehr begreift (Fassungskraft im engeren Sinne), also ein Drittes, das über die beiden andern hinausgeht, Sinnlich-Unendliches (75, 10 S. 281, 3) zu fassen (denken) vermag. — Fassungskraft umschließt also 1 Phantasie oder Imagination oder Einbildungskraft; 2. Begriffs- oder Verstandesvermögen; Fassungskraft im engeren Sinne zu Anfang genannt; 3. das Vermögen zu denken, was über Sinne und Begriffe geht, Sinnlich-Unendliches, Absolut-Großes in uns (Ideen,

---

*) Wie bei Leuchtenberger N. Jahrb. für Phil. u. Päd. Bd. 132 S. 198, der die Stelle sogar verändern wollte. Rost entgegnete ihm ebenda S. 626 f., aber m. E. nicht treffend.

Vernunft, die im 24. Briefe über die ästhet. Erz. d. M. Trieb zum Absoluten genannt wird.) Was wir mit den Sinnen fassen und wovon wir uns ein Bild machen können, fällt in den Bezirk des erst-genannten Vermögens, der Phantasie, Imagination. Da sie eine sinnliche Kraft ist, lassen wir es uns gern gefallen (75, 15 S. 281, 7), wenn wir mit ihr nicht alle Erscheinungen fassen können, weil dann immer nur Sinnliches über Sinnliches (unserer Sinne Kraft), nicht über unsern Geist und seine Fassungskraft überhaupt siegt, wir vielmehr das Absolut-Große in uns, an das nichts, sei es auch noch so grenzenlos und sinnlich unfaßbar, in der Natur reicht, „im Rückhalt haben." XV 263: „So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend."

Abs. 12. XV S. 224 (Vom Erhabenen. Zur weiteren Ausführung einiger Kantischen Ideen): „Erhaben nennen wir ein Objekt, bei dessen Vorstellung unsere sinnliche Natur ihre Schranken, unsere vernünftige Natur aber ihre Überlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt, gegen das wir also physisch den kürzern ziehen, über welches wir uns aber moralisch, d. h. durch Ideen, erheben. Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frei."

„Der erhabene Gegenstand giebt uns erstlich als Naturwesen unsere Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweitens mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die Natur sowohl in uns als außer uns behaupten."

„Wir sind abhängig, insofern etwas außer uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird." — XV 225: „Weil aus den Begriffen dynamisch und mathematisch [Kant] gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch diese Einteilung erschöpft sei oder nicht, so habe ich die Einteilung in das Theoretisch- und Praktisch-Erhabene vorgezogen." In unserer Abh. gab dann Schiller auch dies auf und schied durch die Beziehung auf Fassungskraft und Lebenskraft. — XV 226: „Das Praktisch-Erhabene unterscheidet sich darin von dem Theoretisch-Erhabenen, daß es den Bedingungen unsrer Existenz, dieses nur den Bedingungen der Erkenntnis widerstreitet. Theoretisch-erhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führt, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt [= 74, 32 S. 280, 9 v. u, ohne daß das Begriffsvermögen, die Fassungskraft im engeren Sinne, eingereiht wird]. Praktisch-erhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsere physische Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns von dem ersten eine Vorstellung [kann bildlich oder begrifflich sein, hier also die zweite

Art des Fassungsvermögens mit eingeschlossen] zu machen. Wir erliegen an dem Versuch, uns der Gewalt des zweiten zu widersetzen [= 74, 32 bis 35 S. 280 9—6 v. u.]. Ein Beispiel des ersten ist der Ozean in Ruhe, der Ozean im Sturm ein Beispiel des zweiten . . . . Beide haben aber wieder das mit einander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch mit den Bedingungen unsers Daseins und Wirkens diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieser Bedingungen sich gebunden fühlt, eine Kraft also, die einerseits sich mehr denken kann, als der Sinn faßt [= 75, 12 S. 281, 4 wieder ohne: „und der Verstand nicht mehr begreift"], und die andrerseits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet und in ihren Äußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr sinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen sollte." XV 238: „Praktisch-erhaben ist also jedweder Gegenstand, der uns zwar unsre Ohnmacht als Naturwesen zu bemerken giebt — zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unsrer physischen Existenz die Gefahr nicht entfernt, aber (welches unendlich mehr ist) unsre physische Existenz selbst von unsrer Persönlichkeit absondert [nach Kant, Kritik der Urteilskraft 1794 S. 104]. Es ist also keine materielle und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine idealische und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bei Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich also ganz und gar nicht auf Überwindung oder Aufhebung einer uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der letzten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Teil unsers Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsre wahre Person, unser moralisches Selbst, gar nichts angeht".

Abs. 12. Goethe, Dichtung und Wahrheit Buch 6 XXI S. 10 H.: „So viel ist gewiß, daß die unbestimmten, sich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeten Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden soll, formlos oder zu unfaßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind."

Abs. 13. S. 75, 33 (S. 281) im Idealschönen muß sich das Erhabene verlieren. Goethe, Dichtung und Wahrheit Buch 6 XXI, 14 H. Fortsetzung des zu Abs. 12 Angeführten: „Eine solche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menschen, so wie sie dieses edle Bedürfnis auf mancherlei Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage

verscheucht, der alles sondert und trennt, und so muß es auch durch jede wachsende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zu dem Schönen zu flüchten und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch dann beide gleich unsterblich und unverwüstlich sind."

Abs. 14. S. 76, 13 (S. 281, 7 v. u.). Vgl. Marquis Posas Schilderung der Königin in Don Carlos II 15 sowie die Schilderung einer schönen Seele in Anmut und Würde XV 203 f. und 209 ff. „Die schöne Seele muß sich im Affekt in eine erhabene verwandeln" u. s. w. Ferner über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten XV 560—562. Die Künstler Str. 5:

> Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
> Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
> Das matte Blüten langsam treibt.

Abs. 15. S. 77, 5 (S. 282). Coriolan zu seiner Mutter bei Shakespeare III 4: Du sagtest stets,

> Das Unglück sei ein Prüfstein des Gemütes;
> Gemeine Not trag' auch gemeines Volk;
> Auf stiller See zeig' jedes Bot im Segeln
> Die gleiche Meisterschaft; doch Schicksalsschläge
> So recht ins Mark, die Wunden lächelnd tragen
> Heisch' edlern Sinn. Du suchtest auszustatten
> Mit Lehren mich, die unbezwinglich machen
> Das Herz, das sie behält.

Seneca ep. 79: „Multos illustrat fortuna, dum vexat. Schiller, Don Carlos IV, 5: „Jedwede Tugend ist fleckenrein — bis auf den Augenblick der Probe. Heinr. v. Kleist, Sonett an die Königin Luise:

> Wir sahn Dich Anmut endlos niederregnen,
> Wie groß Du warst, das ahneten wir nicht.

Don Carlos I, 5 V. 767 f. Königin: „Wie groß wird unsre Tugend, wenn unser Herz bei ihrer Übung bricht" u. s. w. Carlos: „Wie groß sind Sie, o Himmlische!" — Groß ist hier im Sinne von Erhaben gebraucht. XV 238 werden die Begriffe geschieden: „Groß ist, wer das Furchtbare überwindet, erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet."

„Hannibal war theoretisch-groß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktisch-groß oder -erhaben war er nur im Unglück. Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendete. Erhaben war Prometheus, da er, am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute und sein Unrecht nicht ein-

gestand. Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen."

Endlich gehört hierher der Schluß der Abhandlung von den notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen XV 467: „Man sagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückselig nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nötig hat, Unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nötig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipieren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons [reinen Geistes] noch als Mensch zu beweisen."

So im Geiste Kants spricht also Schiller trotz seines Wortes (XV 199): „Tugend ist nichts anders als eine Neigung zu der Pflicht." Natürlich, denn im Prinzip ist Schiller immer mit Kant einig geblieben (XV 200). Siehe oben S. 18.

Abs. 15. g. E. Beispiele: Der Ritter Dieudonné von Gozon im Kampfe mit dem Drachen. Jungfrau von Orleans, Akt V. Maria Stuart, Akt V. Vgl. insbesondere Jungfrau V V. 400:

> Schwere Bande fesseln sie (die Jungfrau),
> Doch frei aus ihrem Kerker schwingt die Seele
> Sich auf den Flügeln eures Kriegsgesangs,

und V V. 127ff. Raimond: .... „konnt' ich träumen, daß ein menschlich Herz Das Ungeheure schweigend würde tragen?"

Maria Stuart V 1 V. 54ff: „Man löst sich nicht allmählich von dem Leben" 2c. Nathan IV 7: „Ich stand und rief zu Gott: ich will! Willst du nur, daß ich will."

Iphigenie in Aulis V. 5 Achill: Erhabene Seele! u. s. w dazu Schillers Anmerkungen Abs. 3.

Gegensätze: Maria Stuart, Akt III; sie erliegt ihrem Hasse, überwindet sich nicht; auch Wallenstein nicht: W. T. I 4. 6. 7.

Abs. 16. S. 28, 18. S. 283. vergiften. Ähnlich im Ausdruck Kant, Kritik der praktischen Vernunft S. 108, Kehrbach, Reclam,

wie Vorländer a. a. O. nachgewiesen hat. Derselbe Ausdruck auch bei Schiller über die notwendigen Grenzen u. s. w. XV S. 462, 7 v. u.

Abs. 25. S. 85, 21 ff. XV 263 (Über das Pathetische): „In moralischen Gemütern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) schnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend [s. oben S. 20]; und das Gemüt erweitert sich nur desto mehr nach innen, indem es nach außen Grenzen findet. Herausgeschlagen aus allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unserer moralischen Freiheit und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß komparative und prekäre Schutzwehre im Feld der Erscheinungen verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängnis gekommen sein muß, ehe wir bei unsrer moralischen Natur Hilfe suchen, so können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bei diesem Leiden stehen und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbständiges Gemüt hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Übergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen."

„Laocoonta petunt u. s. w.

„Es thut eine große Wirkung, daß der moralische Mensch (der Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affekte sind ästhetischer aus der zweiten Hand, und keine Sympathie ist stärker, als die wir mit der Sympathie empfinden." (Ideal und Leben, Str. 12. „Heilige Sympathie").

Abs. 26. S. 86, 31. (S. 290, unten). Das Beharrliche im Busen. Schiller, Worte des Glaubens. Goethe, Dauer im Wechsel: „Der Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist." Vergl. Heft 2. S. 21 ff. —

Nach der Lektüre wird zum Anfang zurückgekehrt, um den ganzen Umfang des Gedankens zu gewinnen, von dem ausgegangen ist, an der Hand einer Reihe besonders erhabener Worte: „Kein Mensch muß müssen. Und ein Derwisch müßte? Was muß er denn?" (I 3). Al-Hafi antwortet: „Warum man ihn recht bittet. Und er für gut erkennt: das muß ein Derwisch!" Nathan: „Bei unserm Gott! da sagst du wahr!" — Vergl. III 10 „Müssen, Daja? . . . Er muß nicht müssen." Daja: „Nun so muß er wollen, Muß gern am Ende wollen." Tempelherr: „Muß? und gern?" — Don Carlos (I. 5) „Müssen? Gehorchen müssen?"

Königin: „Wie? Was wollen Sie mit diesem feierlichen Ton?“ Carlos: „So viel, daß Carlos nicht gesonnen ist, zu müssen, Wo er zu wollen hat.“ — Wallensteins Tod. Max: „Ich muß, muß dich verlassen —“ Thekla — muß!“

Lessing, Zusätze zu Jerusalems philos. Aufsätzen X, 6 Lachm.: „Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß.“

Goethe, Sprüche in Prosa 64: „Lessing, der mancherlei Beschränkung unwillig fühlte, läßt eine seiner Personen sagen: Niemand muß müssen. Ein geistreicher, frohgesinnter Mann sagte: Wer will, der muß. Ein dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: Wer einsieht, der will auch. Und so glaubte man, den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müssens abgeschlossen zu haben. Aber im Durchschnitt bestimmt die Erkenntnis des Menschen, von welcher Art sie auch sei, sein Thun und Lassen. Deswegen auch nichts schrecklicher ist, als die Unwissenheit handeln zu sehen.“ Auch Lessing sagte oben: „und er für gut erkennt, das muß ein Derwisch.“

Goethe an Kraft 31. 1. 1781: „Das Muß ist hart, aber beim Muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm aussieht. Willkürlich leben kann jeder.“ Und an Zelter schrieb er, „daß man **aus Überzeugung müssen muß.**“

Rückert, Weisheit des Brahmanen, Buch V, 105:
Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er kann,
Ist wohl ein guter Spruch, doch genügt er nicht dem Mann.
Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er soll;
Zu diesem ist das Maß der Mannestugend voll.
Das ist der Zauberraum, womit du alles stillst:
Wolle nur, was du sollst, so kannst du, was du willst.

Lukas 2, 49: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“ — Joh. 9, 4: „Ich muß wirken, so lange es Tag ist.“

Apostelgeschichte 4, 19. Petrus und Johannes: „Richtet ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen, denn Gott? Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.“ — 5,29 „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ —

Sokrates bei Plato apol. Cap. XVI. 28 d *οὕτω . . . ἔχει τῇ ἀληθείᾳ· οὗ ἄν τις ἑαυτὸν τάξῃ ἡγησάμενος βέλτιστον εἶναι ἢ ὑπ' ἄρχοντος ταχθῇ, ἐνταῦθα δεῖ, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, μένοντα κινδυνεύειν, μηδὲν ὑπολογιζόμενον · μήτε θάνατον μήτε ἄλλο μηδὲν πρὸ τοῦ αἰσχροῦ.* Dazu Cap. XVII 29 c. d. . . . . *πείσομαι δὲ μᾶλλον τῷ θεῷ ἢ ὑμῖν καί, ἕωσπερ ἂν ἐμπνέω καὶ οἷός τε*

ὦ, οὐ μὴ παύσωμαι φιλοσοφῶν. κτλ. — 30. — Cap. XVIII 32 c. . *μετὰ τοῦ νόμου καὶ τοῦ δικαίου ᾤμην μᾶλλόν με δεῖν διακινδυνεύειν ἢ μεθ' ὑμῶν γενέσθαι μὴ δίκαια βουλευομένων φοβηθέντα δεσμὸν ἢ θάνατον.*

Luther: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Von ihm sagt C. F. Meyer in „Huttens letzte Tage": „Das Große thut nur, wer nicht anders kann."

„Das tiefe „Ich muß", war dem Erasmus versagt." E. Schmidt Dtsche. Rundsch. 1890 S. 198. Vgl. Suphan, Zwei Kaiserreden S. 10.

Ulrich v. Hutten 1520 zu Friedrich dem Weisen: „Ich werde nie etwas thun, was eines tapferen Ritters unwürdig wäre; ich kann sterben für die Freiheit, aber nicht Knecht sein, noch Deutschland geknechtet sehn."

Kaiser Wilhelms I. Vermächtnis vom 31. Dezember 1866: „Ich mußte stand halten in meinen auf Gewissensüberzeugung begründeten Absichten zum Wohle des Vaterlandes."

Bismarcks „tiefes Muß": Patriae inserviendo consumor.

„Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nachdem ich steuere, bestanden: salus publica (Rede v. 24. 2. 81). Dazu: „Sie werden einer Energie begegnen, der Sie nicht gewachsen sind". — „Ich bin mir darin stets gleich geblieben, daß ich immer darüber nachgedacht habe, was im Dienste meines Königs und im Dienste meines Vaterlandes augenblicklich das Nützlichste und Zweckmäßigste wäre." — „Wir wollen die Interessen des Vaterlandes zu oberst und jede Frage unter diesen Gesichtspunkt stellen". (In Jena am 31. Juli 1892), also alles sub specie salutis publicae. — „Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums und dem hänge ich treu an." (Ebenda). —

„Es muß sein" schrieb Bismarck am 24. September 1862, dem Tage seines Eintritts in das Ministerium, an seine Frau. „In ihm lebte wie in anderen großen Männern der Glaube an seine Mission." Reichhardt, Bismarcks Persönlichkeit in der Jugenderziehung. N. Jahrbücher für klass. Altert. u. Pädag. IV Jahrg. 1901. 2. Abt. S. 478 u. 486.

Als letztes Beispiel stehe hier Milton. Ein so tiefes Muß wie er trug selten ein Mensch in seinem Busen. Im Dienste für das Vaterland erblindete er. Bevor er seine zweite Defensio pro populo Anglicano schrieb, erklärten die Ärzte, strenge er weiter seine Augen an, so verliere er die Sehkraft. Er antwortete: vor die Wahl gestellt zwischen den Aufgaben einer höchsten Pflicht und dem Verlust der Sehkraft, könne er auf

einen Arzt hören, auch wenn Äskulap selber zu ihm spräche; er könne nicht anders, als der inneren Mahnstimme folgen, und so habe er beschlossen, das Wenige, was ihm an Sehkraft noch verblieben, für den Genuß zu opfern, dem Gemeinwohl den größten Dienst zu leisten, der in seiner Kraft liege. (O. Weißenfels, Bildungswirren der Gegenwart, S. 129 f.). —

Rückert, Weisheit des Brahmanen, Buch III, 55:

Sechs Wörter nehmen mich in Anspruch jeden Tag:
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Ich soll, ist das Gesetz, von Gott ins Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.

Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von andrer Seite hält.

Ich kann, das ist das Maß der mir verliehnen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft.

Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.

Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.

Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt. . . . .